

Aus einem lombardischen Dorf

Autor(en): **Correvon, Hedwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 12

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637167>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

paar auf der Schwand besucht hat. Für uns war ein Besuch dort oben immer wie ein frisches Bad: Die Menschen, die Werke, das Ganze ein Guß.

Als Amiet nach kurzen Versuchen an andern Punkten in jener Stelle des Berner Hügellandes die ihm zusagende Scholle gefunden hatte, siedelte er sich im obern Stodwerf des Schwandwirtschauses an und schuf mit seiner Lebensgefährtin ein Künstlerheim, in dem eine wohlthuende Gastfreundschaft herrschte. Die Wände wurden dem Paar mehrmals zu eng. Aber bei jeder Erweiterung verwuchsen Amiets fester mit der Scholle. Dessen freut sich das Bernervolk und bringt dem Künstlerpaar heute, wie schon früher, die herzlichsten Wünsche dar.

Wir wollen hier nicht all die Verdienste aufzählen, die sich der unermüdete Maler um die Schweizerkunst erworben, noch die Ehren nennen, die sein Werk ihm eingetragen hat. Es sei nur darauf hingewiesen, daß Amiet, trotz der vom althergebrachten so abweichenden Malweise immer mehr die Herzen vieler gewonnen und bewahrt hat durch seine frische, sich immer erneuernde Art, mit der er jedes Problem auffaßt und löst.

Möge dem Künstler, in dessen Werk Bernerland und Leben ja auch eine Rolle spielen, die frische Kraft noch lange erhalten und uns noch manches schöne Werk beschieden sein.

Ernst Geiger.

Frühlingsluft.

Von Ch. Beaujon.

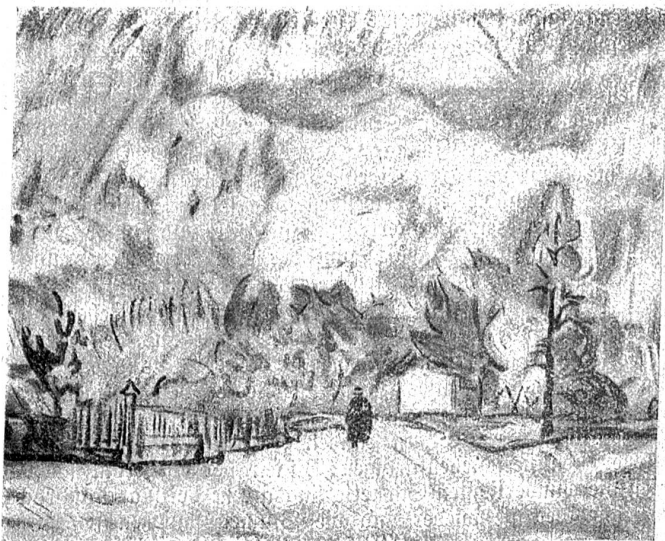
In der schattigsten Ecke unseres Gartens hebt ein Schneeglöcklein verwundert das Köpfchen empor. Das ist das Zeichen. Am nächsten Sonntag ziehen wir los!

Die Stadt liegt in bösem, grauem Nebel, aber man spürt, daß goldene Sonne und blauer Himmel nicht fern sind. Und wirklich, schon in Toffen lachen blaue Himmelsfleden in die Fenster des Eisenbahnzuges hinein und goldbraun leuchtet der Wald.

Der gute, alte Wintersmann hat unsere Berge fein angestrichen, so schön weiß. Aber der muntere Frühlingsbub hat ihm den Pinsel stibitz und braune, blaue und grüne Flecken draufgeschmiert, wie's eben Buben machen.

Stolz schaut Burgistein ins weite Land hinaus, weit hinaus bis dorthin, wo der große See aufleuchtet, weit hinaus über die grünenden Hügel und Matten.

Bergauf, bergab. Die Laute baumelt am Rücken. Froh lachen die Augen. Wir greifen aus, jauchzen und rasen den Hang hinunter. Das Blut stürmt durch die Adern und wild pocht das Herz.



Cuno Amiet: Landschaft.



Cuno Amiet: Selbstbildnis.

Verlassen liegt Bad Blumenstein. Im Sommer werden hier die Menschen Erholung suchen. Jetzt braucht man keine Badefuren. Eine Schüssel jungen Salat, eine gehörige Nase voll Frühlingsluft, und man ist gesund! Ein hübscher Bauernbub zeigt uns den nächsten Weg nach Nebelschi. Quersfeldein geht's. Man holt sich wohl einen tollen Schuh voll Dreck heraus, was tut's. Nun blinken die beiden Seelein herüber, die klaren, hellen Augen, in denen der trockige Kopf des Stod'orns sich spiegelt. Die Vorberge sind wie die modernen Dämchen; sie ziehen das weiße Rödlein weit über die Knie hinauf, und bald wird es nur noch ein Hemdchen sein, das ein frecher Windstoß über das Köpfchen weht und lachend ins dämmernde Tal hinunterwirft.

Ein heimeliges, braunes Häuschen mit grünen Fensterladen steht am Weg. Dort kehren wir ein. Auf der sonnigen Laube sitzt der alte Grokvater, schmaucht sein Pfeifchen und blickt zu den Bergen hinüber. Schreiend tollt sich die Dorfjugend. Der Alte lächelt und versteht das Lärmen. Es ist der siebenundachtzigste Frühling, dem er das Herz öffnet, und er hat die Buben und Mädlein immer so lieb gehabt.

Das z'Vieri steht auf dem Tisch. Man schwärmt heute für Rohkost, aber eine knusperige Bauernbratwurst, herrlich duftender Kaffee und künftiges Bauernbrot schmecken halt — so zur Abwechslung — auch fein!

Es ist Abend geworden. Wir wandern Metendorf zu. Die sinkende Sonne entfacht am Himmel ein Flammenmeer, das, erblassend, unsere Berge in ein goldiges Schlafgewand hüllt.

Aus einem lombardischen Dorf.

Es gibt verschiedene Typen lombardischer Dörfer: solche, bei denen die mächtig emporkommende Industrie Sitten und Gebräuche zum Schwinden brachte, und andere, die getreu an ihren uralten Traditionen hängen und ihr Gepräge, das sie seit Jahrhunderten inne haben, noch besitzen.

Der Ausländer, der ein lombardisches Dorf betritt, ist überrascht zu hören, daß dessen Einwohnerzahl der einer



Cuno Amiel: Mutter und Kind.

mittelgroßen schweizerischen Stadt gleichkommt. Die langgestreckten Cascinen, die nur einige winzige, über Mannshöhe in den schmucklosen Mauern angebrachte Fensterchen besitzen, lassen dies kaum ahnen, noch weniger die tagsüber nahezu menschenleeren Gassen, über deren holperiges Pflaster nur hie und da ein zweiräderiger, von einem Maulesel oder einem Maultier gezogener Karren rumpelt.

Aber wenn der Abend kommt, da fängt er dies an zu glauben. Da erwacht das lombardische Dorf. Dann geht nach dem Ziehbrunnen, der gewöhnlich weit außerhalb der Dorfgrenze liegt, ein Wandern an. Mit hübschen Kupfergeschirren am Arm laufen die Frauen und Mädchen auf ihren klappernden Zoccoli zu dem Wasserspender, der nach langem mühseligem Drehen an dem primitiven Rad das mit Wasser gefüllte kleine Gefäß wieder an die Oberfläche gibt, das leer an der langen Kette in ihn hinunter gelassen wurde. Dann kommen die Frauen mit ihrem Stridzeug und striden mit langen, langen Nadeln, deren eine sie in die Seite stemmen, das weiße Garn um den linken Zeigefinger gewickelt, die Sohlen für die Strümpfe, die sie zu den Zoccoli tragen. Und auf der Schwelle der schmalen Türe sitzen die Kinder und löffeln aus den hentellosen, hübsch bemalten Tassen ihre Abendsuppe.

Dann erscheint auch die übrige Kinderwelt: auf dem Arm der Mutter oder der Großmutter, welsch letztere gewöhnlich das Kinderhüten besorgt, das Wickelkind, das so fest gewickelt ist, daß selbst seine Armechen unter dem Verbande liegen; das Stadtkind, das der Amme in Pflege gegeben wurde. Auf zwei, drei Jahre begibt sich die Städterin, deren Mittel das Halten einer Amme nicht erlauben, des Kindes und anvertraut es einer Frau auf dem Lande. „Sie kehrt zurück“, wie schön hat nicht Uda Negri die jubelnde Freude der Mutter, deren Kind zu ihr zurückkehrt, in diesem Gedicht befangen.

Und in den Höfen entwickelt sich das Leben. Die Türen der Wohnungen, die sich auf diesen mit Pflanzen und grünen Lauben schön geschmückten Platz, um den herum die langgezogenen Häuser liegen, öffnen, werden weit aufgetan, und die Bewohner des Dorfes erscheinen. Da ist die noch immer hübschöne Lombardin, die einstmal den Malern als Modell diente. Noch immer trägt sie die kleidsame Tracht mit der buntseidenen Schürze und dem Silberkranz im Haar. Und in gleichem Aufzug erscheint die Frau, die in jungen Jahren in irgendeinem städtischen Herrschaftshaus diente.

An einem Samstag kann man das Erstehen ihrer kunstvollen Frisuren beobachten. Da sitzen die Frauen in den Höfen und ihre Freundin oder Verwandte steckt die Pfeile und Nadeln in den aufgesteckten Zopf, so daß sie in dessen dunkeln Flechten ein Mäandermuster bilden und von vorn gesehen das Gesicht wie einen Heiligenschein umgeben. Eine, zwei Wochen muß diese Frisur halten, selbst beim Schlafen.

Durch die offenen Türen sieht man in die Wohnungen, in die Küche, in der sich das Leben der lombardischen Bauernfamilien abspielt, in das Schlafzimmer, dessen Betten stets schneeweiß überzogen sind, auch wenn im übrigen Zimmer das größte Chaos herrscht; in den Krämerladen, der in der Ecke ein kleines Loch besitzt, von dem aus der Ladeninhaber mit einem Auge den Käufer beobachtet, bevor er sich um ihn bemüht.

Alle italienischen Küchen besitzen neben dem großen Kamin, von dem an eisernen Ketten die Kochtöpfe herunterhängen und in dessen Innern wohl auch kleine Bänke angebracht sind, eine Kochstelle, die aus mit einem eisernen Rost versehenen Loch besteht, dessen Holzkohlenfeuer mittels Fächeln mit einem Fächer aus Hühnerfedern unterhalten wird. In einigen Dörfern der Lombardei befindet sich in der Küche außerdem ein hohes Gestell für die Seidenraupen. Auf der untersten Etage des Gestelles beginnt das Leben der dorthin gelegten Raupen; auf die über ihnen liegende Etage wird eine Lage Maulbeerblätter gestreut, zu denen die Tiere über die Stützen des Gestelles hinaufkriechen; von dort fressen sie sich in die zweite und dritte Etage hinauf, und oben spinnen sie sich ein. Tagsüber weilt der Vater oder der Sohn der Familie in den Maulbeerpflanzung, deren Blätterertrag er pachtete, und die er nun ihrer Blätter mittels Abstreifens beraubt. Wenn der Frühling Italiens in herrlichstem Grün erstrahlt, starren hier auf Meilen kahle Nester in den blauen Himmel.

Später aber entwickelt sich in den Höfen neues Leben. Dann gießen die Männer aus ihren Rückenkörben die Seidencoccons auf große Haufen. Und um diese sitzen Frauen und Kinder und streifen mittels Birkenruten das Seidengespinnst von den Coccons ab, die goldgelben, weißen, rötlichen. Und zu dieser Zeit künden die Konditorläden der großen Städte durch zuckerne und marzipanene Coccons an, welche Arbeit gegenwärtig in der Provinz vorgenommen wird.

Ist es langweilig in einem lombardischen Dorf? Keineswegs. Von Zeit zu Zeit kommt ein Musikant mit einem fahrenden Klavier daher, das er in einem Hofe aufstellt und auf ihm die schönsten italienischen Weisen spielt. Oder es verirrt sich auch eine Künstlerfamilie hieher, deren Vater mit Händen, Füßen, Ellbogen, Knien, Tippen die verschiedenartigsten Instrumente zur selben Zeit spielt und in Bewegung setzt, während seine unzählige Kinderchar und die Frau überall herum Geld sammeln gehn. Dann wieder erscheint ein Hausierer, der seine Waren mit den sonderbarsten selbstfabrizierten Sprüchen anpreißt. Ein Schauspiel eigener Art ist der Zahnarzt, der von Dorf zu Dorf zieht und in einem der Höfe einen Stuhl aufstellt, auf dem er die an Zahnschmerzen Leidenden von dem Quälgeist befreit, unter deren fürchterlichem Gebrüll und unter Beisein der ganzen Dorfschaft, von der kein Erwachsener und kein Kind als Zuschauer fehlt.

Bis in die späte Nacht hinein geht das Leben im Dorf. Abends fünf Uhr haben die Nebel aus den Reisfeldern schon zu wallen begonnen. Wie der Mond erscheint und nachdem sich alles zur Ruhe legte, verflüchtigen sie sich. Silberschein ergießt sich über den Fluß, über die üppige Vegetation, über die mit runden Ziegeln bedeckten Dächer. Ueber den verschiedenfarbigen Blüten der Peperoni schweben die wunderlichsten Schmetterlingsarten: bei Tagesanbruch verschwinden sie wieder und die Blumen schließen sich. In einer Zederngruppe singt eine Nachtigall: sie singt und singt. Aus den Akazien strömt ein so starker Geruch, daß

man die Fenster schließen muß. Auf der breiten Straße aber, die Napoleon durch das Land bauen ließ und die heute an vielen Fabriken vorüberzieht, knarren die zweiräderigen hochbepackten Karren, und die Fuhrleute treiben mit lautem Rufen und Peitschenknallen die Zugtiere an. Und so geht es die ganze Nacht; immerfort das Räderknarren, das Schreien, das Peitschenknallen, bis der Morgen graut.

Hedwig Correvon.

Unsere kranken Lieblinge.

Die Menschen sind im Laufe der Jahrtausende nicht nur praktischer, sondern auch sensibler geworden. Man denke doch nur an unsere Ragenmütter, Mopstanten, Hunde-Enthusiasten, Kanarienvogel-Fexe, Pferde-liebhaber. Daß diese in weitesten Kreisen verbreitete, oft geradezu hysterische Vergötterung von Lieblingstieren die Nachfrage nach Behandlung kranker Tiere wesentlich erhöhte, ist selbstverständlich. Andererseits mußte auch in Wahrung und Förderung volkswirtschaftlicher Interessen den Forderungen der rationellen Zucht von Rindern, Pferden, Schweinen, Geflügel und andern Nutztieren Rechnung getragen werden. So besitzt denn heute jeder geordnete Staat Veterinär-Hochschulen, in denen Ärzte für Groß- und Kleintiere gründlich ausgebildet werden.

Die Forschung und die wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Tierarznei hat mit dem Fortschritt der Menschenheilkunde Schritt gehalten, und wer Gelegenheit hatte, einmal eine Veterinär-Hochschule zu besuchen, der findet dort Hör- und Operationsäle, Laboratorien, wie an irgend einer Klinik der medizinischen Fakultät.

Auf welcher hohen modernsten Stufe das Veterinärwesen heute steht, davon überzeugt schon der Besuch einer tierärztlichen Hochschule mit ihren Geburtskliniken, Krankensälen, Ambulatorien, bakteriologischen Instituten usw.

Viele Menschen werden es kaum glauben, welcher großer technischer und wissenschaftlicher Aufwand, welche wunderbaren Einrichtungen moderner Krankenpflege der Behandlung unserer kranken Nutztiere und Luxuslieblinge zur Verfügung stehen.

Daß in der Hochschule der Zucht und Pflege der Nutztiere, die uns Milchprodukte, Fleisch und andere Lebensmittel liefern, die also nützliche Arbeit leisten, besondere Aufmerksamkeit angewendet wird, muß nicht erst hervor-



Mutterglück in der Geburtsklinik.

gehoben werden. Trächtige Rinder und Pferde, bei denen abnormale Erscheinungen zutage treten, werden durch die Ortsvorstellungen der Hochschule mitgeteilt, die Tiere werden in speziellen Autos abgeholt und dienen als Studienmaterial. Madame Risa von der Alm sieht hier unter Kontrolle von Professoren ihren Mutterfreuden entgegen und in ihrer schwärzesten Stunde sind ihre Assistenten und Hörer behilflich. Und welche Freude gibt's da unter den feinen Stadtherrn, wenn „der Wurf gelungen“ und sich trotz der Abnormität „Mutter und Kind wohlbefinden“. Oft wird das „Babn“ gleich in den Hörsaal gebracht, wo der Herr Professor immer so gelehrte und interessante Dinge davon zu sagen weiß.

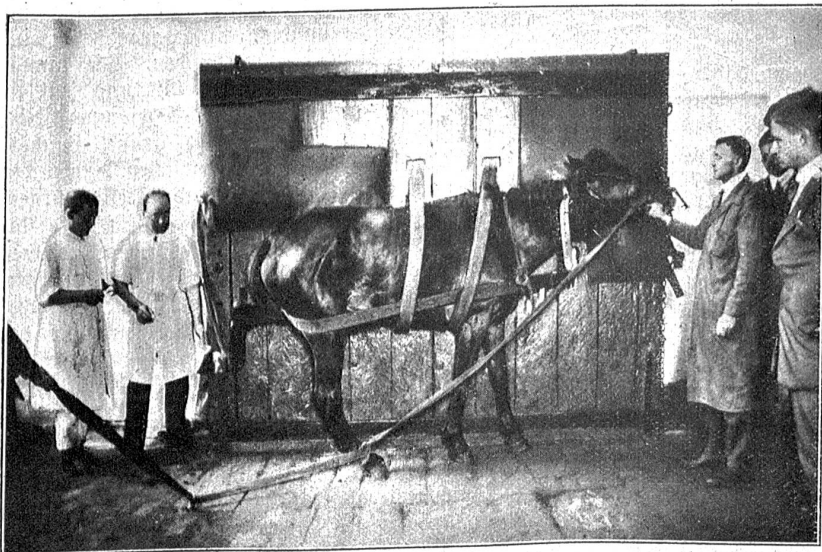
Das wäre nun alles recht schön und wertvoll. Was aber noch wenige Leute wissen, ist, daß sich in einer modernen tierärztlichen Hochschule eine Poliklinik, eine regelrechte Ambulanz für Klein- und Luxustierchen befindet, und diese ist der für den Laien interessanteste Teil einer solchen Anstalt.

Als man mir einmal in Paris das Kuriosum inobitischen Uebermutes, den Hundefriedhof mit den künstlerisch wertvollen Grabsteinen und den blumengeschmückten Gräbern zeigte, da konnte ich es anfangs nicht fassen, doch als ich nun eine Zeitlang im Wartezimmer der Tierpoliklinik saß und den Konsultationen beiwohnte, da habe ich manches begriffen.

Viele Menschen können für ihre eigenen kranken Kinder kaum mehr Sorge und Ängstlichkeit aufbringen, als diese Frauen für ihren „Pinsch“, „Dackel“, „Muß“ und „Peter“.

Sie hätscheln, trösten und streicheln ihre kranken Lieblinge und tun furchtbar verzweifelt.

Die Ärzte des Ambulatoriums haben keine leichte Sache mit den Patienten, eine weit schwerere aber mit ihren Eigentümerinnen. Der stärkste in Anspruch genommene Damenkonfektionär braucht nicht so hartgesottene Nerven, wie so ein Arzt in der Klinik für Kleintiere. Da fließen Tränen in Strömen, da gellen hysterische Schreie. Tränen der Angst und des Mitgeföhls, wenn der kleine Kanari „Hansel“ unter der Pinzette schmerzhaft zuckt, Tränen der Freude, wenn der Arzt sagt, es wäre nichts und werde in einigen Tagen wieder alles gut sein und Tränen der Verzweiflung, wenn der Mieke-Kake nicht mehr zu helfen ist und das arme Beast vertilgt werden muß. Wenn ein Menschenarzt



Die Sessellung eines Pferdes an die Operationswand vor der Operation.